

6. Okt. 1988

Quelle Datum
Der Prediger der Umkehr im Abseits

VON JOSEF JOFFE, z. Z. WASHINGTON

Für die nächsten vier Wochen bis zum Wahntag gilt das gnadenlose Diktum der Mary McGrory. Mit Säure in der Feder hat die linksliberale Kolumnistin der *Washington Post* die Ur-Schwächen beider Kandidaten bloßgelegt: Der Wähler habe sich zu entscheiden zwischen zwei Kandidaten, die gleichermaßen an Sprachlosigkeit litten. George Bush könne nicht „seine Gedanken“, Michael Dukakis nicht „seine Gefühle ausdrücken.“

Doch ist dieses vernichtende Verdikt nur scheinbar ausgewogen. Selten geht es in einem demokratischen Wahlkampf um Gedanken und Entwürfe – und schon gar nicht in der amerikanischen Kampagne '88. Der Schlüssel liegt – auf neudeutsch – in der „Befindlichkeit“ des Wahlvolkes, und die entscheidende Frage ist: Welcher Kandidat verkörpert am besten das Lebensgefühl der Mehrheit, wer kann es am besten ausdrücken? Hier – im Emotionalen, nicht im Intellektuellen – liegt das doppelte Handicap des Michael Dukakis. Der Kandidat der Demokraten – ein hochintelligenter, makelloser und kompetenter Mann – scheint es nicht zu schaffen, Gefühle an- und auszusprechen. Schwerer noch wiegt sein zweites Problem – nachgerade ein Paradox: Wäre ihm diese Fähigkeit gegeben, stünde er vielleicht noch schlechter da. Denn die unterkühlte Gefühlsbotschaft des Michael Dukakis zielt an denen vorbei, deren Stimmen am 7. November höchstwahrscheinlich den Ausschlag geben werden.

Gewiß, die programmatische Botschaft des „Duke“ ist präzise auf die riesige amorphe Mittelschicht ausgerichtet, die sich heute besser fühlt als am Ende der Ära Carter, der es aber nicht unbedingt besser geht. Zwar wird die Nation nicht mehr von Ayatollah, Afghanistan und Inflation gebeutelt, aber die 150 Millionen Menschen, die weder arm noch reich sind, müssen trotz Steuersenkung und der längsten Expansion seit Menschengedenken scharf kalkulieren. Eigenheim, College-Ausbildung, Gesundheitsfürsorge – deren Kosten steigen schneller als das Einkommen. Dahinter steht die bange Frage, wie lange die Konjunktur noch andauern wird, wer zum Schluß auf der Verliererseite der radikalen Umformung der Wirtschaft stehen wird.

Seinen sozialdemokratischen Instinkten getreu, predigt Dukakis staatliche Vor- und Fürsorge, hat auch für jede Bedrängnis ein halbwegs präzises Rezept parat. Doch die Skepsis, ja den Zynismus des Wahlvolkes gegenüber den Gelübden der Gekürten kann er damit nicht ankratzen. Die typischen Reaktionen der „Reagan-Demokraten“, der eigenen Parteigänger, die 1980 und 1984 (wahlentscheidend) zu den Republikanern übergelaufen sind, verheißt für den 8. November nichts Gutes. „Der Mann hat einen Plan für die

Krankenversicherung. Toll. Aber wer zum Teufel soll's bezahlen?“ fragt der eine. Und ein anderer: „Dukakis verspricht vieles, aber ich weiß nicht, wie er es schaffen will.“

Hinzu kommt, daß Dukakis nach wie vor als kalt und entrückt gilt. Und deshalb die gespaltene Reaktion des Wahlvolkes. Die Fernsehdebatte gegen Bush? Er hat sie mit 54 zu 22 Prozent gewonnen; er hat in den Augen der Befragten auch „mehr gewußt“ und „mehr zu sagen gehabt“. Doch schon beim Faktor „Glaubwürdigkeit“ lagen beide Kandidaten gleichauf. Und bei der Gefühlsreaktion landete der Demokrat klar im Abseits: Bush, so die Zuschauer, ist der „sympathischere“; überdies „sieht er mehr wie ein Präsident aus“.

Eine andere Lieblingsfrage der professionellen Pulsfühler mag die Schwächen von Dukakis noch drastischer verdeutlichen: „Wer ist kompetenter?“ Bei der Inflationsbekämpfung, der Landesverteidigung, dem Wirtschaftsmanagement und dem Komplex, „mit der Sowjetunion fertig zu werden“, liegt Bush mit 15 bis zu 39 (!) Prozentpunkten vor seinem Rivalen. Selbst beim schrecklichsten Erbe der Reagan-Ära, dem Haushaltsdefizit, traut das Wahlvolk dem Reagan-Jünger Bush mehr zu als dem Prediger der Umkehr. Schließlich die Gefühlsfrage par excellence: „Glauben Sie, daß es aufwärtsgeht?“ Fast drei Viertel der Befragten – eine phantastisch hohe Zahl – antwortete in der letzten Septemberwoche mit „Ja“.

Was Wunder also, daß die amerikanische „Sonntagfrage“ („Wen würden Sie heute wählen?“) seit Wochen zugunsten von George Bush ausschlägt: zuletzt mit 48 zu 41 Prozent. Zwar ist noch ein Viertel des Wahlvolkes unentschieden, zwar läßt das Auf und Ab der Präferenzbekundungen in den vergangenen Monaten ahnen, daß Amerikas „Befindlichkeit“ labiler ist als die jeweils letzte Umfrage glauben macht. Aber der Mann aus Massachusetts, der sich heute – 28 Jahre danach – in den Mantel seines siegreichen Landsmannes John F. Kennedy zu hüllen versucht, hat nicht die Gunst der Stunde auf seiner Seite.

Er kann, erstens, Kennedy nur nachahmen – nicht aber dessen Charisma in die Herzen und auf die Fernsehschirme der Nation projizieren. Und ihm fehlt zweitens die „Konjunktur“. Michail Gorbatschow, Khomeini, die Geldhüter der Welt, ja selbst die Sterne (siehe den triumphalen Flug der *Discovery*) scheinen sich zugunsten des Status quo verschworen zu haben. Da verhallt der Ruf nach Wandel ebenso wie die Warnung vor dem bösen Erwachen. Amerika geht es nicht so gut wie die Leute glauben, aber nicht so schlecht wie Dukakis es predigt. Die Ära Reagan – sie wird wohl am 8. November nicht beendet werden.